Kuno Fischer

Wilhelm Windelband

Philos

Kuno Fischer

Eine

Gedächtnisrede

bei der

Trauerfeier der Universität in der Stadthalle

zu

Heidelberg

am 23. Juli 1907

gehalten

von

Wilhelm Windelband

Heidelberg
Carl Winter's Universitätsbuchhandlung

Kuno Fischer

Gedächtnisrede

bei der

Trauerfeier der Universität in der Stadthalle

zu

Heidelberg

am 23. Juli 1907

gehalten

von

Wilhelm Windelband

Heidelberg
Carl Winters Universitätsbuchhandlung

Die Universität trauert um ihren großen Lehrer, die Stadt um ihren Ehrenbürger, dessen weithin leuchtende Gestalt jahrzehntelang ein charaktervolles Stück ihres Lebens gebildet hat: und wenn wir heute — an seinem dreiundachtzigsten Geburtstage — laut die Klage um seinen unersetzlichen Verlust erheben, so ist alle Verehrung und Liebe, die darin zu Worte kommen will, nur ein Dank, ein heißer Dank für seine Liebe. Ja, für Kuno Fischer war Heidelberg, Universität und Stadt, der Ort seiner Wahl und Neigung, seiner Liebe bis in den Tod. Heidelberg war ihm die Stätte seines ersten Wirkens und Leidens, die Stätte seines Triumphs und Glücks — und wiederum die Stätte seines Leidens und Sterbens.

Hier hat er, der Sohn des schlesischen Landes und der Schüler der sächsischen Universitäten, mitten

in dem blühenden Leben des deutschen Südwestens, ergriffen und gefesselt von der berückenden Schönheit des Orts und von der ewigen Jugend der alten Hochschule, seine Hütte aufgeschlagen und sein mächtiges Wort ertönen lassen, das sogleich die Jugend zu seinen Füßen bannte. Hier hat er den ersten großen Schmerz seines Lebens durchgerungen, als dieser glänzenden Wirksamkeit ein jähes Ende bereitet und seine ganze äußere und innere Existenz in Frage gestellt wurde. Aber seine Liebe zu Heidelberg ward durch dieses Leid nicht gebrochen, sie wandelte sich in treue Dankbarkeit und tiefe Sehnsucht. Als wenige Monate schon nach seinem Fortgang der Wunsch zur Geltung kam, ihn von Jena hierher zurückzuholen, als Ludwig Häusser auf Wunsch des Großherzogs von der Regierung beauftragt wurde, mit ihm darüber in Unterhandlungen zu treten, da schrieb Kuno Fischer in seiner ersten Antwort am 12. März 1857: „Nach Heidelberg komme ich mit Freuden, um dort zu leben und zu sterben". Das schöne Wort ist an ihm in Erfüllung gegangen: freilich nicht sogleich; denn zunächst hielt ihn nichts anderes als die Ritterlichkeit seiner Gesinnung gegen die Universität Jena

zurück, die ihn aus dem Exil erlöst und mit offenen Armen aufgenommen habe. Erst 15 Jahre später, nachdem inzwischen Eduard Zeller das öde und brachliegende Feld des philosophischen Studiums an unserer Universität mit treuer Arbeit umgepflügt hatte, kehrte Kuno Fischer zurück, um die reiche Saat seiner Rede in die offenen Furchen zu streuen.

In der großen Zahl hervorragender Männer, unter die er damals hier trat, wurde er bald der gefeiertste Lehrer: wie in Jena, wo er mehr als die Hälfte der gesamten Studentenschaft in seinem Auditorium vereinigt hatte, so brachte er es auch hier dahin, daß es in allen Fakultäten für selbstverständlich galt, neben den Fachstudien seine Vorlesungen zu hören. So verwuchs er schnell mit der ganzen Universität und ebenso mit der Einwohnerschaft der Stadt; es gab für beide kein wichtiges Ereignis, bei dem er nicht im Vordergrunde des Interesses gestanden hätte, und als die Hochschule das große Fest ihres 500jährigen Bestandes feierte, da war es ihm vergönnt, vor der erlauchtesten und erlesensten Zuhörerschaft die große, an Ruhm und Glück wie an Kampf und Elend reiche Vergangenheit von

Heidelberg aufzurollen. Es schien, als ob Stadt und Universität ohne ihn nicht mehr zu denken seien. So ist er ein Wahrzeichen von Heidelberg gewesen, 30 Jahre lang; im Sommer 1873 hat er als Professor hier zum ersten, im Sommer 1903 zum letzten Male gelesen. Wehmütig denken wir heute daran, wie er am Schluß dieses seines letzten Semesters bei der Jubelfeier der Universitätserneuerung an dieser selben Stelle, um die wir uns zu seinem Gedächtnis versammeln, in festlicher Runde, Auge in Auge, der Greis dem Greise, der Freund dem Freunde, dem ehrwürdigen Herrscher Badens die Huldigung der Universität mit tiefbewegter, leise verhallender Stimme darbrachte. Es war das letzte Wort, das er öffentlich gesprochen hat: es war ein stolzes Bekenntnis zu den Idealen der deutschen Universität, zu ihrer Lehrfreiheit und ihrem Humanismus, und es war damit ein Bekenntnis zu den höchsten Wertinhalten seines eigenen Lebens.

Im Mittelpunkte der Erinnerungen an Kuno Fischer wird für alle Zeiten das Bild des Katheder-fürsten stehen, das Tausenden ins Herz gegraben ist: durch ein halbes Säkulum hindurch ist ihm von den deutschen Universitätslehrern vielleicht der eine

oder der andere an Breite des Erfolges, aber keiner in der Eigenart seines Wesens und Wirkens gleichgekommen. Er war eine Figur für sich, unvergleichlich mit den andern und immer nur sich selber gleich durch sein ganzes Leben hindurch. Er war die Verkörperung einer Phase der deutschen Geistesgeschichte und stand damit als ein Fels in dem wechselnden Gewoge der Generationen, die an ihm vorüberzogen. Aber die wuchtige Einheitlichkeit dieser Wirkung war aus der glücklichen Verknüpfung einer Fülle von persönlichen und sachlichen Momenten erwachsen.

Als das Grundbestimmende darunter hat er selbst immer das betrachtet, was er der Schule verdankt. In Posen hatte er, mit seinem Freunde Gustav Wendt zusammen, an sich die damals noch ungebrochene Wirksamkeit des humanistischen Gymnasiums erfahren, das den Höhepunkt in der Geschichte des deutschen Unterrichtswesens ausmacht. Wer die erzieherische Kraft dieser Bildungsanstalt in lebendiger Unmittelbarkeit ersehen will, der lese den Lebenslauf, den Kuno Fischer für sein Abiturientenexamen geschrieben hat. Er schildert darin mit der Reife des Jünglings, der es schon gelernt

hat, seine Zustände in den Gegenstand seines Gedankens zu verwandeln, den Entwicklungsgang, mit dem er aus den verschwommenen Gefühlen und Phantasien des Knabenalters zur Klarheit des inneren Lebens sich emporgearbeitet hat durch den gestaltenden Einfluß der Dichtung — er nennt nacheinander Schiller, Homer, Goethe und Shakespeare —, durch die Versenkung in die geistformenden Kräfte der Sprache, durch die Vertiefung in das weite Reich der historischen Wirklichkeit an der Hand ihrer klassischen Darsteller, durch die ernste Schulung des mathematischen Denkens. Wir sehen, wie er sich Schritt für Schritt getränkt hat mit dem Inhalt griechischer und deutscher Bildung und wie er die Lebensaufgabe erfaßt hat, ihrem Verständnis seine ganze Arbeit zu widmen: und als ein noch unbekanntes Land der Verheißung und des Verlangens erscheint an seinem Horizonte die Philosophie. Wir gewinnen ein Bild von der ernsten innerlichen Selbsterziehung, zu der jenes ästhetisch-historische Bildungssystem das Individuum heranreifen ließ, ein Bild von dem Aufbau der geistigen Persönlichkeit aus den besten Schöpfungen der Vergangenheit. Wir sehen in ein Leben, das von den inneren Kultur-

werken völlig ausgefüllt und mit ihrer begeisterten Aufnahme beschäftigt ist.

Ein solcher Geist war für das Ergreifen jener großen Auffassung von dem Zusammenhange alles Geisteslebens prädestiniert, die den Sinn des deutschen Idealismus ausmachte und in der Hegelschen Philosophie ihre abschließende Erscheinung gefunden hatte. So verstehen wir es, wie den jungen Studenten, der in Leipzig mit der Philologie unter Gottfried Hermann und Moritz Haupt begonnen hatte, „die Philosophie an sich riß“ und wie er nach Halle zu Johann Eduard Erdmann ging, um bei diesem und Julius Schaller in die dialektische Arbeit der Begriffe hineinzuwachsen. Aber der ästhetische Zug seiner persönlichen Anlage führte ihn vor allem zu Platon, und mit einer Arbeit über den Dialog Parmenides schloß er seine Studien in einem glänzenden Doktorexamen ab. Er bewährt schon in dieser Dissertation sein Bedürfnis und seine Fähigkeit, die schwierigsten Gedankengänge zu einfach klarer Gestaltung herauszuarbeiten, und es ist höchst charakteristisch, wie er dabei, wo ihm die lateinische Darstellung nicht genügen will, in der Form von deutschen Exkursen

seinem Gegenstand eine noch größere Deutlichkeit und Durchsichtigkeit zu geben versucht. Damit tritt ein Grundzug seiner Natur hervor, der ihm immer eigen geblieben ist: er ruhte nicht, bis er alles, was er ergriff, in die einfache Klarheit des Gedankens emporgehoben und die so gewonnene Gestalt zu geschlossener Schönheit geformt hatte. Das logische Bedürfnis verschmolz ihm mit dem ästhetischen.

Deshalb erkannte er es als seine nächste Aufgabe, sich über diese Zusammenhänge prinzipiell klar zu werden, und so schuf er während seiner Hauslehrerzeit in Pforzheim die Philosophischen Briefe über die Idee des Schönen, die als sein erstes Werk unter dem Titel „Diotima" 1849 erschienen sind. Aus der Erinnerung an das platonische Ideal umschreibt er von den tiefsten Gedanken des Idealismus her mit Schellingschen und Hegelschen Begriffen das Schöne als Weltprinzip und breitet diesen Grundgedanken in eine Fülle feiner, geistreicher Beobachtungen aus, die später ausgereift und ausgefeilt in seinen kleinen ästhetischen Schriften uns wieder begegnen.

So gerichtet und gerüstet betrat er das Heidelberger Katheder zu der Zeit, wo in Deutschland

die politische Enttäuschung den Glauben an die Ideale der ästhetisch-historischen Bildungs-Epoche zerstört, den hohen Flug ihrer Philosophie in Verachtung gebracht und die Energie des geistigen Lebens gelähmt hatte. Und es begab sich das Wunder, daß der junge Dozent, der sich rückhaltlos zu jenen Idealen bekannte, eine rasch anwachsende Zuhörerschaft wie im Sturme für sich eroberte. Das Geheimnis dieser Wirkung war, daß er lehrte, was er lebte, und daß dieser Zauber des Erlebnisses von seiner Persönlichkeit in der künstlerisch vollendetsten Form ausging. Die tiefe Gemeinschaft von Wahrheit und Schönheit fand er für seinen Beruf darin, daß er jede Vorlesung zum Kunstwerk gestaltete und daß darin auch innerlich die Gegenstände, die er darstellte, die Persönlichkeiten und die Lehren der Philosophen, zu künstlerisch ausgeschmiedeten Gebilden herausgearbeitet waren. Mit einem glücklichen Organ, dessen voller und getragener Ton, besonders auch in der Rezitation, den Zuhörer zu ergreifen verstand, mit der feinsten Modulation des Ausdrucks, die alle Register vom schlagenden Witz bis zu weihevoller Erhebung umspannte, mit der würdevollen Haltung einer vornehmen Erscheinung

erweckte er stets den Eindruck, daß in ihm ein mächtiges Temperament und eine von dem hohen Gegenstande bis in das Innerste erregte Gesinnung unter der siegreichen Macht des Gedankens zu überlegener Ruhe abgeklärt war. Mit Recht sah er deshalb in der Vorlesung die seiner Anlage entsprechende Wirksamkeit in dem Grade, daß er ihr bis in sein hohes Alter stets die gewissenhafteste Vorbereitung und die sorgfältigste Ausarbeitung zuwendete. Er hat einmal gesagt, daß ihm jedes Semester als ein Feldzug gelte, für den der Dozent seine ganze geistige Waffenmacht einzusetzen verpflichtet sei. Aber an dem Ergebnis dieser Arbeit, an der Vorlesung selbst, war von jener Mühe und Anstrengung nichts zu bemerken: schlank und leicht, wie aus dem Nichts gesprungen, bot sich das Kunstwerk dem Genusse dar, wie ein Selbstverständliches, eben erst Geborenes glitt es in die Seele des Hörers hinüber.

So war Kuno Fischers Vorlesung ein echtes Erzeugnis der literarisch-ästhetischen Bildungsperiode. Wie in Frankreich der Typus des professeur orateur durch Victor Cousin und die Seinen ausgebildet war, haben wir auch in Deutschland an großen

Historikern wie Treitschke, oder Literarhistorikern wie Haym und Scherer, ähnliche Formen des akademischen Unterrichtes erlebt: aber keiner hat diesen Typus zu solcher ästhetischen Vollendung gebracht wie Kuno Fischer, und darauf beruhte der große Eindruck, den er ein halbes Jahrhundert lang auf die akademische Jugend ausgeübt hat und mit dem er weiter leben wird. Wie bei seinem 80. Geburtstage, so haben auch jetzt bei seinem Heimgange zahlreiche Männer der verschiedensten Berufe öffentlich wie im stillen begeistertes Zeugnis für die Nachhaltigkeit der Wirkungen abgelegt, die sie von dem großen Lehrer erfahren haben; und nur auf eines darunter will ich in diesem Augenblicke hinweisen. Die weihevolle Komposition, mit der wir diese Feier einleiten durften, ist dereinst unmittelbar aus der tieferregten Stimmung hervorgewachsen, mit der ihr Urheber, jetzt ein hervorragender Lehrer der Naturwissenschaften an unserer Universität, als Student in dem Faustkolleg von Kuno Fischers Deklamation und Interpretation des gewaltigen Monologes ergriffen worden war.

Diese Gewalt über die Gemüter, die von seiner Lehrtätigkeit ausging, hat durch die Zeit und sein

Alter keine Abschwächung erfahren: ja sie ist sogar in gewissem Sinne durch eine Art von Kontrastwirkung gesteigert worden. Es wehte die Zuhörer in seiner Rede wie ein Hauch aus einer großen Zeit an, die ihnen fremd geworden war und die sie um so kräftiger anzog. Es war kein Zufall, daß Kuno Fischer gerade an den beiden Universitäten gewirkt hat, an denen die großen Traditionen der deutschen Universität wohl am längsten lebendig geblieben sind, im alten Jena und in unserm Heidelberg. Allein an dieser alten deutschen Universität, an ihrer äußeren Organisation und an ihrem inneren Leben, rüttelt seit Jahrzehnten die neue Wirklichkeit unseres öffentlichen Lebens mit immer rauherer Hand, und der Umbildungsprozeß, der sich damit vollzieht, betrifft nicht zum wenigsten die Lehrart. Kuno Fischers Lehre wirkte noch recht eigentlich ex cathedra: er gab sein Bestes Tag für Tag in schön geformtem Abschluß und ließ es darauf ankommen, daß der Zuhörer mit freier Eigenart sich daraus zu eigen machen sollte, was der persönlichen Lebensgestaltung des einzelnen entsprach, — in dem Vertrauen, daß die Saat in den Berufenen zu neuer Frucht aufsprießen werde. Des-

halb war er dem mehr schulhaften Betrieb abhold, der in der seminaristischen Form des Unterrichts sich auf den Universitäten während der letzten Dezennien ausgebreitet hat und der auch dem Durchschnittsarbeiter ein bescheidenes Maß eigener Leistung abzulocken versucht. Kuno Fischer genügte es, wenn er in wenigen selbständiges Arbeiten am Webstuhl der Wissenschaft förderte, und wenn er daneben in allen das Gefühl der Achtung und der Bewunderung für die großen Gegenstände erweckte, von denen er sprach.

Was aber diese seine weitgreifende Wirkung für unser gesamtes Geistesleben bedeutet hat, das verstehen wir, wenn wir den Inhalt bedenken, der in dieser vollendeten Form in die Seelen seiner Hörer übergegangen ist. Kuno Fischers Vortrag der Geschichte der Philosophie erhob sich zu seiner eigensten Leistung da, wo er die Entwicklung des modernen Denkens zu den hohen Gebilden der deutschen Philosophie darstellte und den unerschöpflichen Ideenreichtum ihrer großen Systeme vor seinen Zuhörern ausbreitete. Einer Zeit, der das Verständnis für die Form und damit auch für den Inhalt und den Wert dieser Lehren verloren ge-

gangen war, hat er in der eindrucksvollsten Weise das hohe Lied vom deutschen Idealismus verkündet und damit gar manchen über das Gerede des Tages stutzig gemacht und zu ernster Einkehr bewogen.

Aber die schöpferische Zeit der deutschen Philosophie ist auch die der deutschen Dichtung, und bei dem innigen Wechselverhältnis, das zwischen beiden besteht, mußte der Interpret der einen auch der der anderen werden. Wenn er von Jugend auf in den Dichtern gelebt hatte, mit tiefem Ernst in ihr Wesen eingedrungen war, wenn er die Art ihres Schaffens sich eben so deutlich und lebendig gemacht hatte wie den tiefsten Gehalt ihrer Schöpfungen, so mußte er dazu schreiten, auch diese Einsicht auf dem Katheder zu gestalten. Dazu traten in der glücklichsten Weise die Traditionen von Jena und Weimar, wo er nicht nur an der Universität die großen Überlieferungen des philosophischen Katheders aufnahm, sondern auch in nahe Beziehungen zu dem Großherzoglichen Hause trat, das die Pflege der erhabenen Erinnerungen an Weimars hohe Zeit zu seiner vornehmsten Aufgabe machte. Seitdem Kuno Fischer in der Jenaer Rose den Vortrag über Schillers Selbstbekenntnisse gehalten hatte, der nach-

her zu seiner Schrift darüber ausgewachsen ist, hat er auf dem dortigen wie auf dem Heidelberger Katheder die Größen der Literatur, Lessing, Schiller, Goethe und den fast zum deutschen Dichter gewordenen Shakespeare, immer wieder behandelt, und die berühmteste und begehrteste seiner Vorlesungen war und blieb die über den „Faust".

So hat er durch seine akademische Wirksamkeit in unvergleichlicher Weise dafür gearbeitet, die Ideale der deutschen Bildung aus dem Beginne des 19. Jahrhunderts über die Zeiten der Verständnislosigkeit und der abschätzigen Gleichgültigkeit hinüberzuretten, und wenn wir die heutige Generation wieder mit Liebe und Begeisterung zu diesen wahren Quellen unseres nationalen Lebens zurückkehren sehen, so hat daran Kuno Fischers Lehre mit ihren durch Tausende von kleinen Kanälen in die gebildete Welt sich erstreckenden Wirkungen einen großen Teil des Verdienstes. Er hat mit seinem eindrucksvollen Wort urbi et orbi geredet und der deutschen Jugend wieder Respekt eingeflößt vor den erhabenen Gestalten unserer geistigen Vergangenheit. Er stand als ein siegesgewaltiger Träger der Tradition mitten in einem aufgeregten, leidenschaftlich mit seinen ver-

meintlich neuen Problemen ringenden Geschlecht, das alle Geschichte widerwillig als Druck und Last empfand und von sich abwerfen zu dürfen und zu können glaubte.

Dieselbe Stellung in der Geschichte unseres nationalen Geisteslebens gebührt seinen Werken; denn sie stehen mit seinen Vorlesungen in dem denkbar engsten Zusammenhang. Auch dies beruht auf seinem Lebensprinzip der Identität von logischer und zugleich ästhetischer Klarheit. Alles, was er drucken ließ, mußte zuvor die Feuerprobe des Katheders bestanden haben. Er meinte mit Recht, man sei nur dessen gewiß, was man bis zur Klarheit erfolgreicher Lehre ausgereift habe. So trugen seine Werke bis in das einzelne hinein und bis zu wörtlicher Übereinstimmung die Züge seiner Vorlesungen an sich, und wir fühlen auch an ihnen überall die künstlerische Art seines Schaffens. Sie zeigt sich nicht nur in der glänzenden Klarheit seiner Darstellung, in dem Reichtum seiner Diktion, in der Feinheit der Antithesen, in der glücklich erleuchtenden Kraft seiner Bilder, in der durchsichtigen Anordnung des Stoffs, in allen diesen Vorzügen des Schriftstellers, die für die weite Ver-

breitung seiner Bücher in der gesamten gebildeten Welt maßgebend gewesen sind, — sondern wir sehen den Künstler am Werke, vor allem auch bei der ganzen Behandlung seiner Gegenstände. Hier kommt seine Eigenart in der bewunderungswürdigsten Weise zur Geltung; hier hat er sich eine eigene Methode geschaffen, wie sie weder vor ihm oder nach ihm in der Geschichte der Philosophie angetroffen wird. Er steht als Historiker den Systemen der Philosophie gegenüber wie der Künstler den Gestalten des Lebens: er schaut sie, um sie neu zu formen, er erzeugt sie von neuem aus ihrem innersten Wesen heraus. Er ist kein bloßer Erzähler und nachbildender Berichterstatter, er ist ein schöpferischer Gestalter und Nacherzeuger, und wie der Künstler aus dem wirren Nacheinander und Nebeneinander der Dinge fertige und in sich abgeschlossene Gestalten bildet, so schafft Kuno Fischer aus dem durch die Zeit und die Gelegenheiten zerstreuten Ablauf der Gedankenbewegung den inneren Ertrag ihres tiefsten Zusammenhanges zu organisch in sich vollendeten Bildungen um. Er trifft eben damit, wie der Künstler, die ideale Wahrheit des Wirklichen.

Deshalb soll man aber nicht meinen, bei ihm willkürliches Herausgreifen und phantasievolles Konstruieren zu finden. Seine künstlerische Komposition erwuchs immer aus einer durch und durch wissenschaftlichen Dekomposition. Es gibt wenige Gelehrte, die ihr Leben lang so treu und gewissenhaft, so umsichtig und weitsichtig, so mit der Andacht zugleich zum Kleinen und zum Großen gearbeitet haben wie Kuno Fischer. Und die Gesichtspunkte für seine Auswahl und Zusammenfassung für seine künstlerische Gestaltung entnahm er der eingehendsten Durchforschung des gesamten Materials und der sorgfältigsten Abwägung der Wertbedeutung des einzelnen. Man mag die Ergebnisse, zu denen er dabei gelangt ist, an dem einen oder anderen Punkte bestreiten: aber man soll diese Art seines wissenschaftlichen Arbeitens nicht verkennen. Nur der Pedantismus, der ratlos vor jeder genialen Konzeption steht, wird es da über sich gewinnen, nach dem Zitat zu schreien oder im einzelnen am Zeuge zu flicken. Kuno Fischers Art, Geschichte der Philosophie zu schreiben, ist gewiß nicht die einzige: aber sie hat ihr methodisches und sachliches Recht mindestens so gut wie die andern, und

in seiner Behandlung ist sie die eindrucksvollste und wirkungsvollste von allen.

In dieser Weise macht sein monumentales Hauptwerk, die Geschichte der neuern Philosophie, von dem Recht und der Pflicht des Historikers, aus der endlosen Masse des Überlieferten dasjenige auszuwählen, was sich darin zu wertghaften Gesamterlebnissen zusammenschließt, schon in der Weise Gebrauch, daß er sich in der Hauptsache auf die großen Systeme der Philosophie beschränkt, die wie leuchtende Blüten und Früchte an dem Baume der Erkenntnis erwachsen sind, und daß er die kleinen Verästelungen, in deren Laubwerk das langsame Wachstum von dem einen zu dem andern führt, nur soweit in Betracht zieht, als sie in jedem einzelnen Falle zum Verständnis der bedeutungsvollen Leistung erforderlich sind. Die Geschichte, die er schreibt, ist die der Heroen, er schildert uns die Meister und ihr Werk. Er selbst stammt mit seinem geistigen Eigenleben aus jener ästhetisch-historischen Bildungs-Epoche, die das Reich der Persönlichkeiten war. Darum ist sein Blick geschärft für den intimen Zusammenhang, der bei den Helden des Gedankens zwischen ihrer Persönlichkeit und

ihrem Werk besteht: und so hat seine Geschichte der neueren Philosophie, trotz seiner vollkommenen Einsicht in die Entwicklung des Ganzen doch schon äußerlich den Charakter einer Reihe glänzender Biographien angenommen. In den Übergängen von Band zu Band ist die Umspannung alles Besonderen durch den Rahmen der Gesamtentwicklung deutlich zu erkennen: aber der Schwerpunkt der Darstellung fällt auf die liebevolle Ausmalung der einzelnen Heroengestalten.

Dabei wird das Bild des Mannes und seiner Entwicklung mit aller Umsicht und Sorgfalt aus der Zeit herausgearbeitet, und die Vorliebe für das biographisch-historische Detail ist sogar bei den späteren Auflagen immer mehr und manchmal zu befremdlichem Umfang angewachsen. Durch dies genaue Eingehen auf die Lebensgeschichte des Philosophen, auf das Entstehen seiner Schriften, auf den Wechsel seiner Interessen und Ansichten, auf die Einwirkungen der Umwelt erwirbt sich Kuno Fischers Darstellung das Recht, nachher das Ganze der philosophischen Lehre seines Helden als ein vollkommen in sich geschlossenes System aus seinem Grundgedanken zu entwickeln. Er zerstreut den Leser bei

dieser Hauptsache nicht durch die Unebenheiten, die zu dem empirischen Verlauf einer geschichtlichen Gedankenbewegung unvermeidlich gehören; er gibt ihren Ertrag als ein in sich ausgerundetes Gebilde, das seinen Wert in diesem seinem inneren Zusammenhange hat. Er will in jeder solchen Lehre eines Meisters eine Gestalt der Philosophie vorführen, die in dieser ihrer immanenten Geschlossenheit nicht nur ihr historisches, sondern auch ihr sachliches Recht besitzt. Aus diesem didaktischen Grunde hält er auch — ebenso wie aus wohlerwogenen Gründen des Geschmacks — während der Darstellung selbst jede Kritik zurück, um erst am Schluß die Punkte zu bezeichnen, an denen aus den ungelösten Aufgaben des Systems die Probleme seiner Nachfolger entspringen.

Wer mit lediglich historischem Interesse und nur, um zu erfahren, wie es eigentlich gewesen ist, an die Geschichte der Philosophie herantritt, der wird vielleicht gegen diese Methode Kuno Fischers Bedenken erheben. Wer aber der Überzeugung ist, daß die Geschichte der Philosophie selbst ein lebendiges Philosophieren werden soll und daß dies vor allem ihre Aufgabe in dem akademischen Unterricht ist, der wird

das Recht dieser Behandlung anerkennen müssen, welche die großen Mustergebilde der Philosophie vor den Augen des Lesers selbst von den Schlacken ihrer empirisch-historischen Entstehung reinigt und sie in ihrer idealen Wahrheit hervortreten läßt. Sie werden dadurch gerade in ihrer bleibenden Bedeutung erkannt und aus der in der Entwicklung und Umgestaltung begriffenen Zufälligkeit ihrer geschichtlichen Erscheinung in die Notwendigkeit der Idee emporgehoben. Bei der Auffassung von Platon und Aristoteles hat der zweifelhafte und fragmentarische Zustand der Überlieferung von jeher unwillkürlich zu dieser Art der Behandlung genötigt: aber sie hat unter dem Gesichtspunkte des philosophischen Zweckes nicht nur ihr künstlerisches, sondern auch ihr wissenschaftliches Recht ebenso für die Philosophen, die wir im helleren Licht der Geschichte sehen.

Jedenfalls hat Kuno Fischers Methode den Vorteil, daß sie jedes philosophische System mit der ganzen Wucht geschlossener Einheitlichkeit zur Wirkung bringt: und damit hat seine „Geschichte" mehr als einmal bestimmend in den Gang der Wissenschaft selbst eingegriffen. Das erstemal geschah dies durch seinen „Kant". Dieses Werk, das in der

seitdem ins unermeßliche angeschwollenen Kantliteratur noch heute und für immer die hervorragendste Stelle einnimmt, hat zweifellos am einflußreichsten die Bewegung des Neukantianismus ausgelöst, welche die letzten Jahrzehnte der Philosophie des 19. Jahrhunderts in Deutschland und über dessen Grenzen hinaus bestimmt hat. Und diese 1860 zum erstenmal veröffentlichte Darstellung hatte nicht etwa nur das Glück, in den Zeitpunkt zu fallen, wo das zersplitterte und erschöpfte, das verwirrte und verzweifelte Denken der strengen Zucht der kritischen Methode zur Überwindung seiner materialistischen und pessimistischen Verirrungen am dringendsten bedurfte, — sondern ihr Urheber hatte schon, als er 1852 den Grundriß zu seinen Vorlesungen über Logik und Metaphysik herausgab, von der Hegelschen Methode, an deren Schematismus sich seine Darstellung noch formell anschloß, mit klarer Einsicht sachlich die „Rückkehr zu Kant“ verlangt und in seiner Weise vollzogen. Darum zeichnete er damals aus dem Bedürfnis der Zeit heraus mit sicherer Hand die Grundlinien des Kantischen Systems in der Richtung des Verzichts auf die metaphysische Erkenntnis und der um so festeren Begründung des Vernunftbewußtseins in sich selbst.

Und ähnlich ist es zum zweitenmal mit der Auferstehung der Hegelschen Philosophie ergangen, die Kuno Fischer 1901 mit den abschließenden Bänden seiner „Geschichte der neueren Philosophie" eingeleitet hat: auch hier, als die Zeit erfüllt, als ihr in heißer Leidenschaft ringendes Bewußtsein wieder reif war, den Segen des historischen Denkens an sich zu erfahren. Aber auch hier wies Kuno Fischer den rechten Weg, wenn er in seiner Darstellung den äußeren Scholastizismus der dialektischen Form ebenso wie die metaphysische Überspannung des logischen Prozesses zurücktreten und dafür um so deutlicher die großartige Bemeisterung hervortreten ließ, welche in dieser vornehmsten Kulturphilosophie der Ideengehalt der Geschichte gefunden hat.

In demselben auf das Wesen der Sache und ihren ewigen Wert gerichteten Sinne hat endlich Kuno Fischer in den literarisch-ästhetischen Schriften, die neben dem philosophischen Hauptwerk einhergingen, auch die höchsten Erzeugnisse der deutschen Dichtung behandelt. Auch sie erwuchsen aus seinen Vorlesungen und zum Teil aus einzelnen Vorträgen in der Goethe-Gesellschaft und bei anderen Gelegenheiten. Sie sind mit ihren feinsinnigen Analysen,

mit ihren packenden Formulierungen, mit ihren aus reichster Menschenkenntnis fließenden Charakteristiken bleibende Dokumente und Vorbilder für die ernste Arbeit der Aneignung, mit der die Epigonen berufen sind, den unendlich reichen Inhalt der schöpferischen Zeit in sich lebendig zu machen. Mit ihnen hat der zum Meister Gereifte seiner ganzen Zeit zu eigen gemacht, was er selbst schon als Schüler von dem Segen der ästhetischen Erziehung, dieser höchsten Form der Erziehung zur Selbsterziehung, erfahren hatte.

Wenn ein Mann von solcher Feinfühligkeit des geistigen Verständnisses und zu gleicher Zeit von solcher Ausgeprägtheit des persönlichen Wesens, wie Kuno Fischer es war, sein Leben lang Umgang gepflogen hat mit allem Höchsten und Tiefsten, was die Größten gedacht und gedichtet haben, so glauben wir wohl fragen zu dürfen, wie wohl in seinem eigenen Innern Welt und Leben sich gespiegelt haben. Auf diese Frage hat er uns in systematischer Form keine Antwort gegeben, und die Gründe dafür liegen, wenn ich recht sehe, in der Weisheit seines historischen Urteils. Er fühlte sich nicht berufen und, was er mir selbst gegenüber als

das Wichtigere bezeichnete, er hielt die Zeit nicht für reif, ein neues System der Philosophie zu schaffen. Er verdankte dem Verständnis der großen Leistungen der Vergangenheit die Einsicht in die Erfordernisse einer bleibend wertvollen philosophischen Systembildung. Er wußte es besser als irgendein anderer, daß aus dem noch so gelehrten und fleißigen Zusammenarbeiten von Ergebnissen der besonderen Wissenschaften oder aus der noch so geistreichen Kombination überlieferter Prinzipien keine lebensfähige Philosophie werden kann, solange nicht eine schöpferische Idee aus dem innersten Geist und Drang der Zeit heraus persönliche Verkörperung gewonnen hat. Wo sich solche Versuche enzyklopädischer Kombination außerhalb oder innerhalb Deutschlands zeigten, da hielt er mit seiner Ablehnung nicht zurück. Er wußte aber auch, daß die Idee allein nicht genügt, daß alle Leidenschaft innerster Erregung nicht zur Philosophie werden kann, wenn sie nicht durch die ernste Besonnenheit begrifflicher Arbeit gebändigt wird und dazu in die Schule der Geschichte geht. Darum galten ihm auch die tiefen Offenbarungen eines neuen Lebens, das aus dem Gewoge der Zeit hervorbrechen will, für

sich allein noch lange nicht als eine neue Philosophie, die diesen Namen verdient.

Aber man soll doch nicht meinen, daß dieser Mann, in welchem so mächtig schauend und gestaltend der platonische Eros waltete, dahingelebt hätte und ausgekommen wäre ohne eine durchdachte und in sich befestigte Welt- und Lebensanschauung. Wahrlich, gedankenlos müßte man seine Schriften durchblättern, wenn man nicht die lebendige Überzeugung herausfühlen wollte, von der sie alle getragen sind: den Glauben an einen geistigen Sinn aller Wirklichkeit, an die Vernunft in der Welt und in der Geschichte. In der Einleitung zu seinem Hauptwerk hat er die Geschichte der Philosophie definiert als die fortschreitende Selbsterkenntnis eines selbst in fortschreitender Entwicklung begriffenen Objekts, des Geistes. Das ist in kurzer Formel der Inbegriff seiner Philosophie.

Kuno Fischer befand sich damit in eigenartiger Stellung zwischen Kant und Hegel, dem Anfang und dem Ende des deutschen Idealismus. Die Grundfrage, die diese beiden Heroen zwar nicht völlig verschieden, aber doch mit divergierenden Nuancen beantworten, ist die, wie weit in der

Selbsterkenntnis der menschlichen Vernunft, worin alle Philosophie besteht, die Struktur einer übergreifenden Weltvernunft zutage tritt.

Mit muthafter Bejahung ihrer Identität hatte Hegel die metaphysische Wahrheit in die dialektische Reihenfolge ihrer historischen Erscheinungen aufgelöst. Aber wenn Kuno Fischers eigenes Denken in diesem großartigsten System, das die Geschichte gesehen hat, aufgewachsen war, so verdankte er der ernsten Vertiefung in die Kantische Vernunftkritik die bleibende Einsicht in die Grenzen der menschlichen Erkenntnis. Und so sehr er mit Hegel daran festhielt, daß in der Philosophie das menschliche Denken absolutes Denken werden soll, so energisch bestand er mit Kant darauf, daß es dieses niemals ist und niemals ganz werden kann.

Von diesem Standpunkte aus konnte Kuno Fischer aus der Hegelschen Lehre das Prinzip von der relativen Wahrheit aller philosophischen Systeme durchaus aufrechterhalten, und er machte damit in dem Grade Ernst, daß er bei der Darstellung eines jeden solchen Systems es mit der absoluten Wahrheit zu identifizieren schien, so daß man meinen konnte, er vertrete jedesmal selbst den Standpunkt,

den er historisch charakterisierte. Aber er sorgte dafür, daß immer nach der Wahrheit auch die Relativität zum Vorschein kam, und für ihn konnte deshalb kein einziges dieser Systeme — auch nicht das Hegelsche — als ein fertiger Abschluß gelten. Auch die glänzende Systematisierung der Vergangenheit durfte der Zukunft nicht vorgreifen. Deshalb war Kuno Fischer einer von denjenigen Hegelianern — und er war der bedeutendste unter ihnen —, die mit der Hegelschen Philosophie nicht das Ende der Philosophie gekommen meinten.

Genau das ist der Standpunkt des einzigen theoretischen Werkes, das er uns hinterlassen hat, seiner „Logik und Metaphysik" in der zweiten Auflage vom Jahre 1865. Sie spitzte die dialektische Erzeugung der Kategorien nicht auf die Hegelsche „Idee", sondern auf den Begriff der „Entwicklung" zu, und Kuno Fischer hat zu verschiedenen Malen mit Hinweis auf die wissenschaftlichen Methoden und Errungenschaften des 19. Jahrhunderts diese Kategorie der Entwicklung als das Prinzip der zukünftigen Philosophie bezeichnet. Es ist die Entwicklung, die sich in keinem ihrer Momente abschließt.

Auch dieses Buch war in der Werkstatt seiner Vorlesungen entstanden und besaß deren didaktische Virtuosität. Der abstrakte Fortgang der Gedanken wurde dabei überall in lebendige Anschauung verwandelt. Alle bedeutenden Erscheinungen menschlicher Kultur aus der politischen Geschichte, aus Religion, Kunst, Literatur und Wissenschaft zogen an dem Auge des Zuhörers vorüber: sie mußten ihre bleibende Wahrheit ebenso bekennen wie ihren inneren Widerspruch, der über sie hinaustrieb. Ich entsinne mich auf das lebhafteste, wie in dieser Vorlesung — es war in Jena vor mehr als 40 Jahren — wir jungen Studenten ergriffen und gefesselt wurden von diesem dramatischen Aufbau der historischen Gedankenfülle. An jedem Morgen begannen wir mit einem Problem, dessen antithetische Momente im Laufe der Stunde oft überraschend ihre Aussöhnung fanden. So nahmen wir ein scheinbar Fertiges mit, und ein jeder mochte sich damit abzufinden suchen. Aber am nächsten Morgen erfuhren wir, daß diese Lösung selbst ein tieferes Problem bildete, daß der Hydra des Widerspruchs immer neue Köpfe wuchsen, und so lauschten wir gespannt von einem zum andern Male. Freilich gab es da-

bei solche, deren Natur darauf angelegt war, Unverrückbares schwarz auf weiß nach Hause zu tragen, und diese mochten mit der Zeit des immer neuen Auflösens und Neuschaffens müde werden. Am Ende aber hatte der nicht unrecht, der, als wir aus dem letzten Kolleg kamen, kopfschüttelnd sagte: „Schade, daß das Semester zu Ende ist; denn nun werden wir niemals erfahren, welch ein Rest von Widersprüchen in dem Begriffe der Entwicklung steckt, mit dem wir in die Ferien reisen müssen".

In der Tat, die Idee der über sich selbst hinaustreibenden Entwicklung als des Prozesses der geistigen Selbstgestaltung war Kuno Fischers philosophischer Grundgedanke: und die letzte Triebkraft dieser Entwicklung hat er, je reifer sich in seiner historischen Arbeit sein eigenes Denken befestigte, in dem Gegensatz von Intellekt und Willen gesehen. Auch damit fußte er auf dem innersten Boden des deutschen Idealismus, in dessen Tiefen von Leibniz und Kant bis zu Hegel und Schopenhauer und über beide hinaus Intellektualismus und Voluntarismus rastlos gerungen haben. Die immer deutlicher und tiefer werdende Auffassung dieses Verhältnisses zeigt sich bei Kuno Fischer in seiner Kritik der

Kantischen Philosophie mit dem Übergang zu Fichte, und sie entfaltet ihre erleuchtende Kraft am überraschendsten in der großartigsten Charakteristik einer philosophischen Persönlichkeit, die ihm gelungen ist, in derjenigen Schopenhauers.

Mit der lebendigen Dialektik dieses Gegensatzes dringen wir aber auch am tiefsten in Kuno Fischers eigenes Wesen ein. Wer ihn je gesehen, der hatte den Eindruck eines starken Willens und eines sprühenden Temperaments, dabei aber zugleich einer lichten Klarheit der Gedanken und einer spielend schönen Form ihres Ausdrucks. Und dieser Doppeleindruck verstärkte sich, je näher man ihm trat und in je mannigfacheren Verhältnissen man ihn kennen zu lernen Gelegenheit hatte.

Er war eine Herrschernatur in aller Sicherheit und Stärke der Selbstbehauptung; es wurde ihm schwer, Widerspruch und Widerstreben zu dulden, und er würde nichts dawider haben, wenn wir sagen, daß es ihm dabei wohl geschehen konnte, eigensinnig und ungerecht zu werden; er war auch im Leben ritterlich genug, es anzuerkennen, sobald er sich von einem Irrtume überzeugt hatte. Denn die Art, wie er sich durchsetzte, zeigte sich immer in der vor-

nehmsten Form. Er war von der Würde der Sache, die er vertrat — ich darf sagen von seiner Mission —, im Innersten überzeugt und er hielt darauf, sie in seiner Person anerkannt und geachtet zu sehen. Es galt ihm in naiver Selbstverständlichkeit als eine einfache Sache der Gerechtigkeit, daß der, dessen geistige Arbeit auf die höchsten Wertinhalte des Menschenlebens gerichtet sei, auch auf den Höhen der Menschheit wandle. Deshalb gereichte es ihm zur Genugtuung, daß er mit Ehren reich geschmückt wurde; aber es ward ihm mehr als die Ehren zuteil — die Freundschaft edler Fürsten und Fürstinnen, die seinem Geiste ihre Bewunderung, seiner Persönlichkeit ihre Sympathie zollten.

Die würdevolle Selbstbehauptung nahm aber seiner intellektuellen Natur gemäß die Form der ästhetischen Selbstdarstellung an. Wie er nach der Maxime Johann Eduard Erdmanns als die Kunst des Vortrags betrachtete, jeden Inhalt zu vereinfachen und zu formulieren, so war er selbst auch in jeder seiner Lebensäußerungen geprägte Form. Das gab seiner Erscheinung in allen Lebenslagen die Feierlichkeit, mit der er sich über das Alltägliche erhob. Deshalb war es ihm Bedürfnis, auch

die kleinen Erlebnisse zu geschlossenem Ausdruck und zu monumentaler Bedeutung zu formen. Aus diesem Motiv entsprangen als Zwillingsbrüder sein Pathos und sein Witz. Er wurde pathetisch, wenn das Erlebte sich in die Region geistiger Werte emporheben ließ; und er wurde witzig, wenn er das Widerwärtige dadurch von sich abstreifen konnte, daß er es zu scharfed Charakteristik formte.

So hat er nach beiden Richtungen die glücklichen Worte geprägt, die geflügelt durch die Welt gingen und gehen. Freilich war das der Ansatzpunkt zu der üppigen Legendenbildung, die sich schon um den Lebenden rankte, und es ist zu bedauern, daß auch in den letzten Tagen die Öffentlichkeit sein Andenken zum Teil nicht besser als durch törichte und unwürdige Anekdotenkrämerei zu feiern gemeint hat.

Es ist für ihn selbst charakteristisch, daß solche lebhaften Entladungen seines Temperaments am sichersten da auftraten, wo er auf anspruchsvolle Unbedeutendheit stieß. Er liebte die „Mediokrität“ nicht, aber er ließ sie gewähren; denn er wußte, welche Rolle sie in der Ökonomie des Menschenlebens spielt. Sie reizte ihn nur, wo sie sich auf-

blähte und anmaßend wurde; und wenn sie dann gar, wie es ihr dabei nicht selten geschieht, geschmacklos wurde, dann floß die Schale seines Zorns über, und die erregte Natur schuf sich selbst die ästhetische Befreiung. In solcher Entrüstung fand er die schärfsten, aber auch die treffendsten Worte, und man mochte dabei eines Satzes aus seiner „Diotima" gedenken: „Es sind gewiß nicht die schlechtesten Witze, die im Affekt gemacht werden, und Naturen, die im Zorn über das Unwürdige den Blitz auf die Zunge nehmen, werden wohl etwas Verwandtes mit Jupiter haben".

Aber unter dieser feierlich gefalteten oder schroff und rauh geformten Hülle barg sich im Grunde ein weiches Herz, das von den edelsten menschlichen Gefühlen in seiner Tiefe bewegt war. So groß und weit der Kreis seiner Bewunderer, so eng war die Zahl derer, die dem innersten Heiligtum seiner Persönlichkeit nahe kamen. Ein Verhältnis von seltener Innigkeit hatte ihn mit seinem Vater verbunden, der nach dem frühen Tode der Mutter den starken Anforderungen seines geistlichen Amtes Zeit und Kraft für die Erziehung des Philosophen und seines älteren Bruders abgewonnen hatte. Und es

war für Kuno Fischer ein oft gepriesenes Glück, daß dieser geliebte Vater die Jahre seiner Ruhe bei ihm in geistigem Austausch zubringen durfte: für uns Jenenser Studenten ist es ein erhebender Anblick gewesen, wie der ehrwürdige alte Herr pünktlich jeden Morgen um 7 Uhr mit dem berühmten Sohne in dessen logischer Vorlesung erschien.

Aber auch am eigenen Familienleben hat Kuno Fischer reiches Glück genossen. Aus seiner ersten Ehe mit einer zarten und sympathischen Französin, in deren elterliches Haus er während der ersten Heidelberger Zeit durch philosophische und literarische Beziehungen eingeführt worden war, sind sein Sohn und die beiden Töchter entsprungen, die mit den Enkelkindern zusammen in treuer Liebe und Pflege bis in seinen Tod um ihn besorgt waren. Und als sein Haus leer geworden war, da hatte er das Glück, in einer feinsinnigen und liebenswürdigen Dänin die zweite Frau zu finden, die noch 19 Jahre lang sein Leben und Schaffen mit verständnisvoller Sorge behütete und deren Tod dem Greise das Herz und die Kraft brach.

Auch der Freundschaft war Kuno Fischers reiches Herz offen. Jenem Bunde, den er dereinst hier mit

David Friedrich Strauß und Gervinus schloß, hat Strauß selbst ein Denkmal gesetzt, dem niemand etwas hinzuzufügen wagen darf. Aber auch die Männer von Jena und Heidelberg, die später ihm näher treten durften, wie unter den ihm in den Tod vorangegangenen Göttling, Seebeck und vor allen Gegenbaur, bewahrten und bewahren die herzliche Treue und Dankbarkeit, mit der Kuno Fischer ihre Gesinnungen erwiderte, als ein hohes Gut ihres Lebens. Wo solche Freundesgemeinschaft in wertvollen Momenten zum Ausdruck kam, da ergriff ihn edle Rührung; und nur wer ihn so gesehen, hat den ganzen Kuno Fischer gekannt.

Auf solche engen Kreise geistiger Gemeinschaft, auf sein Lehramt und auf das Schaffen seiner Werke war Kuno Fischers rastlose Tätigkeit beschränkt. Wohl nahm er den lebhaftesten Anteil an dem Gange des öffentlichen Lebens und begleitete ihn mit den oft scharfen Urteilen seiner klaren und durchdringenden Einsicht. Aber er trat aus der Stille seiner akademischen Wirksamkeit nicht heraus, er war fern von aller Vielgeschäftigkeit, und er haßte allen Dilettantismus. Er hat nur sein eigenes Werk vollbracht.

Und das hat er ganz vollbracht! Es war ihm gegeben, seine Aufgabe, die er sich gesetzt, bis zum Ende zu führen. Er war beinahe 80 Jahre alt, als er mit seinem „Hegel“ die Geschichte der neueren Philosophie, wie er sie geplant hatte, vollendend krönte, und er wandte seine letzte Kraft auf, um auch sein Faustwerk formell zum Abschluß zu bringen. Nichts Unvollendetes hat er hinterlassen: er hat sich völlig und rein ausgelebt. Es war ihm gegönnt, alles, was er sein konnte, wirklich zu sein, — alles, was in seiner Natur angelegt war, zu leuchtender Erscheinung zu bringen.

„Doch, daß dem Menschen nichts Vollkommenes wird“, — das haben wir mit tiefer Wehmut auch an ihm erfahren. Trauernd mußten wir zuschauen, wie diesen schaffensstarken Geist der kerngesunde Körper überlebte. Jetzt aber, wo ein sanfter Tod ihm als Erlöser genaht ist, blicken wir auf das Ganze seines Lebens und Wirkens zurück — mit seinem eigenen Gedanken. Am Schlusse seiner Logik sucht er nach der Erscheinung, an der das Wesen der „Entwicklung“ am besten sich verdeutliche, und er sagt: „Die Entwicklung ist wie ein wertvolles und reiches Menschenleben, das nicht seinem letzten

Momente gleichkommt, sondern seiner ganzen Entfaltung vom ersten Moment bis zum letzten. Dieses Leben in seinem ganzen Umfange ist der Mensch."

Es gibt wenige Menschenleben, auf die dieser Ausspruch Kuno Fischers so Zug um Zug zutrifft wie auf sein eigenes. Wir dürfen ihm das Wort des Dichters nachrufen:

„Nehmt alles nur in allem:
Er war ein Mann!"

Kuno Fischer:

Goethe-Schriften. [illegible]

Goethes Iphigenie. [illegible]
Die Erklärungsarten des Goethischen Faust. [illegible]
Goethes Tasso. [illegible] 6.–

Goethe-Schriften. [illegible]

Goethes Sonettenkranz. [illegible]
Goethe und Heidelberg. [illegible]
Goethes Faust. 1. [illegible] 4.– [illegible]

Goethe-Schriften. [illegible] 2. [illegible]

Goethes Faust. 2. [illegible]
Goethes Faust. [illegible] 2. [illegible]
Goethes Faust. [illegible] 6.–

Schiller-Schriften. [illegible]

Schillers Jugend- und Wanderjahre [illegible]
Schiller als Komiker. [illegible] 2.–

Schiller-Schriften. [illegible]

Schiller als Philosoph. [illegible]

Kleine Schriften. [illegible]

Ueber die menschliche Freiheit. [illegible]
Ueber den Witz. [illegible]
Shakespeare und die Bacon-Mythen. [illegible]
Kritische Streifzüge wider die Unkritik. [illegible]

Kleine Schriften. [illegible]

Shakespeares Hamlet. [illegible] 5.– [illegible]
Das Verhältnis zwischen Willen und Verstand im Menschen. [illegible]
Der Philosoph des Pessimismus. [illegible]
[illegible]

Kleine Schriften. [illegible]

Großherzog Carl Alexander von Sachsen. [illegible]

Philosophische Schriften.

1. Einleitung in die Geschichte der neueren Philosophie. [illegible]
2. [illegible] der [illegible] [illegible]
3. Die hundertjährige [illegible] [illegible]
4. [illegible]